

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 169.

Freitag, 23. Juli.

1915.

(11. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshöfer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

„Ich gucke mir die Auslagen an wie ein Landkonfekt und will dann im Zoologischen eine Freundin treffen!“

„O, famos! Da führe ich Sie zu meinen Viehlingen, den Affen, und lasse Sie dann in der amüsantesten Gesellschaft zurück! Aber bitte, bitte, versprechen Sie mir, daß Sie mir schreiben, wenn Sie wieder hierher kommen! Dann mache ich mich frei, das Schwöre ich Ihnen, und wenn ich das ganze Repertoire umstoßen müßte! Und dann führe ich Sie in den Palmengarten, in das Goethehaus, wohin Sie wollen. Meinetswegen auch in ein Modegeschäft; — alles, was interessant für Sie, will ich Ihnen zeigen! Bitte, bitte, sagen Sie wann?“

„Ich weiß nicht, ob ich bald wieder nach Frankfurt komme. Mein Mann ist auf einer Dienstreise.“

Er schaute sie mit einem kühlen Blick an, der ihr eigentlich sehr mißfiel. „Um so besser!“ schienen diese lachenden Augen zu sagen.

„Vielleicht, wenn meine Freundin mich wieder ins Schlepptau nimmt. Ohne sie wäre ich heute auch nicht hier. Ich habe gar keine Initiative mehr!“

Nun wollte er um jeden Preis die Freundin erwarten und behauptete, er würde einfach Strafe zahlen, weil er zu spät auf die Probe käme.

Im Zoologischen Garten glänzte das Goldgrün der Rasen, alle Büsche und Sträucher waren in Blüten. Felicitas zeigte ein Interesse, eine Neugier, ein Staunen über die fremden Tiere wie ein freudig aufgeregtes Kind. Es war wirklich ein Genuß, sie herumzuführen.

Sollinger vergaß vollständig die Probe, und die Strafe, die wohl immer schwerer ausfallen mußte, denn Billy ließ auf sich warten. Endlich kam sie dann, sehr animiert und vergnügt, freute sich offenbar, den Sänger kennen zu lernen, den sie schon auf der Bühne bewundert, sagte ihm gewandt ein paar Schmeicheleien und versicherte auf seine dringende Frage: „Ob Sie denn bald mit Frau Oberleutnant wiederkommen und ihn benachrichtigen wollte?“

„Natürlich fahren wir bald wieder her! Felicitas geht ja zugrunde vor lauter Langeweile. Sie sehen wirklich schon besser aus, Mädchen!“

Man schüttelte sich die Hände und sagte: „Auf Wiedersehen!“

Aber Sollinger drückte einen sehr warmen Kuß auf die Hand, die Felicitas ihm reichte, und schaute ihr dann mit einem merkwürdigen Blick in die Augen.

In diesem Moment wußte sie, daß sie eigentlich nicht wieder mit ihm zusammentreffen dürfe, daß diese dreiste Bewunderung einer verheirateten Frau gegenüber ein Unrecht war.

Sie hatte auch den festen Voratz, Billy das nächste Mal nicht zu begleiten, sich jedenfalls ganz inkognito in Frankfurt herumzutreiben.

Aber schon auf der Heimreise versicherte ihr die Freundin, gegen deren energischen Willen sie sich so

wehrlos fühlte: „Sie müßte unbedingt einmal in das Theater, um Sollinger singen zu hören! Er sei doch ihr Landsmann. Geradezu ein Mangel an Höflichkeit wäre es, wenn sie ihn nicht ein einziges Mal in einer seiner Glanzrollen gesehen!“

— — — — — Frau Billy brachte es auch fertig, daß sie einige Zeit darauf mit ihren Männern, die ein paar Feiertage hatten, nach Frankfurt fuhren in die Oper. Sollinger sang den Herzog im „Rigoletto“.

Felicitas hatte so lange godarbt an Musik, nach einem großen künstlerischen Eindruck, daß sie nun sehr gepackt wurde.

Sie bogriß es freilich nicht, daß der glänzende Held da unten auf der Bühne mit der herzerlöschenden Stimme derselbe Mann war, der ihr vor Jahren schon in ihrer Mädchenzeit lustig den Hof gemacht, mit dem sie vor wenigen Tagen so behaglich geschwätzt hatte. Ihr alter Verehrer, den sie nie ernst genommen, stand doch plötzlich in rechter Verklärung vor ihren Augen.

„Also wann kriegt Ihr interessanter Landsmann das Billett, daß wir kommen?“ flüsterte ihr Billy auf dem Heimwege zu.

Sie schüttelte ablehnend den Kopf.

Aber dann war sie wieder allein. Walter reiste ab. Sie fand, daß er nichts im Kopfe hatte als seinen Dienst, und ärgerte sich über seine Müdigkeit und seine Lust zu schlafen. Er hatte sich gefreut auf die kurze Heimkehr, die ihm nach anstrengenden Wochen vergönnt war. Aber es verstimmt ihn gleich wieder, als sie auf seine Frage „Wie es ihr gehe“, erwiderte:

„Ich glaube, der Kasernenduft hier macht mich krank! Sobald ich aus dem Bereich der Festung hinauskomme, fühle ich mich wohl!“

Und nun kam wieder die Stille, die Einsamkeit, die Leere der Stunden. Sie fühlte nun manchmal eine Beklemmung, eine heimliche Furcht.

„Was ängstigt mich nur?“ fragte sie sich.

Wieder schrie sie an Ollly, als wäre alles gut, wenn sie nur das Heimweh nicht hätte, als hinge ihr Herzenglied an der Schwester, die ihr eigentlich nie sehr nahe gestanden hatte, solange sie zu Hause gewesen war. Aber in der Ferne sah das alles so anders aus. Sie brauchte das Lachen, die heimatliche Atmosphäre, die Ollly mitbrachte.

„Komm, komm! Wann hältst du eigentlich dein Versprechen?“ Sie unterstrich die Worte, um sie eindringlicher zu machen.

Ollly antwortete umgehend.

„Bald, ja, bald! Erst muß ich eine Wette bezahlen. Erinnerst du dich an Herrn Meinrad Erich Rütthardt, den du einmal bei mir getroffen hast? Seit einem Jahr quält er mich, ich soll eine Fahrt im Auto mit ihm machen. Er besitzt selbst einen eleganten Kraftwagen. Nun habe ich unglücklicherweise mit ihm gewettet — über irgend einen Unsinn, und wenn ich verlieren würde, müßte ich endlich diesen Ausflug riskieren. Leider habe ich verloren! Jetzt bleibt nichts

anderes übrig. Aber wenn ich nicht herausgeschleudert werde, mir nicht an einem Randstein das Genick zer-schelle, — was mir leid wäre, denn ich finde es vorläufig noch ganz amüsant auf der Welt — dann rutsche ich sofort zu dir in die Pfalz. Den ganzen Winter habe ich mich bemüht, diesen vom Schicksal verwöhnten jungen Mann zu einem vernünftigen Menschen zu erziehen — eine harte Arbeit. Ob ich Erfolg hatte? Ich weiß es nicht. Seinen Doktor hat er wenigstens gemacht, und dafür dürfte seine Mama sich bei mir bedanken. Im übrigen wird sie wenig Geschmack an mir finden. Den Müttern habe ich nie gefallen!"

Das klang doch recht, als liege eine Verlobung in der Luft. Die Verlobung im Auto wohl! Das paßte für Olly! Aber Felicitas sah ein, daß die Schwester zu sehr mit ihrem eigenen Leben beschäftigt war, und daß sie jetzt nicht auf sie rechnen durfte.

An einem wehmütig schönen Frühlingsabend nach einem öden Tag und einem einsamen Spaziergang auf der Rheinbrücke, auf der Felicitas immer eine verzehrende Sehnsucht in die Ferne bekam, huschte Frau Bily noch rasch zu ihr herein und rief: „Morgen fahren wir nach Frankfurt! Wenn es Ihnen recht ist, rufe ich Solinger an. Ich muß ohnehin telefonieren!"

Felicitas hatte nicht die Kraft zu einem Nein. Der nächste Tag lag vor ihr wie ein leerer, endloser Weg auf einer Landstraße. — Sie mußte ein bißchen Staffage in diese Ode hereinbringen!

„Olly, du weißt, daß ich mich ängstige!" rief Frau Robertus sehr aufgeregt, als das junge Mädchen im blaugrauen Staubmantel mit dem gleichfarbigen Schleier über der Miße heretkam, um sich vor ihrer Autofahrt zu verabschieden. „Also, bitte, komme rechtzeitig zurück! Ich hätte es dir überhaupt nicht erlauben sollen, zu fahren! Aber ihr hört ja nicht auf mich! Es ist schrecklich mit diesen Kindern heutzutage!"

Frau Uda war nun, seit ihre zunehmende Fülle ihr die neckische Jugendlichkeit erschwerte, doch „ins ältere Fach" übergegangen und gefiel sich jetzt zumeist in der Rolle der unglücklichen Mutter.

Olly pochte als moderne Dame sehr auf ihr Selbstbestimmungsrecht, und Bruno, ihr Liebling, war zum ganz jungen Lebemann geworden — soweit ihm das die vom Vater gewährten Mittel erlaubten. — Jedenfalls kam er wenig und spät nach Hause, und wenn die Mutter ihn am andern Morgen vorwurfsvoll ansah: „Ach, ich hörte dich erst gegen Morgen! Wo bist du denn gewesen, du böser Junge", dann antwortete er mit der Unversfrorenheit eines modernen Jünglings:

„Frag' doch lieber nicht, Mama! Ich würde dich ja doch nur anlügen!"

Olly hatte sich die Handschuhe zugeknöpft, nun gab sie der Mama einen Kuß und sagte: „Du kannst beruhigt sein! Ich habe Herrn Bütthardt wiederholt versichert, daß ich weder übermäßig rasch noch weit fahren will. Er sagt, an den Chimsee und zurück, das sei für den Nachmittag für seinen Wagen ein Spaß. Bis zum Abendessen bin ich also wohlbehalten wieder da! Adieu, Mama."

Meinrad Erich Bütthardt zog grüßend die Ledermütze, als sie aus dem Haustor trat. Er hatte die schwarze Brille auf die Stirn geschoben, auf der eine wunderliche Miße saß, und steckte in einer Lederjacke.

„Wie ein Ungeheuer sehen Sie aus!" lachte Olly.

„La Belle et la Bête!" bemerkte er galant. „Wer wenn die Schöne sich vielleicht auch mit einer Brille verunstalten möchte?"

„Nein, danke! Ich ziehe mir lieber den Schleier über die Augen. Aber ich erinnere Sie noch einmal an Ihr Versprechen! Ein vernünftiges Tempo und rechtzeitige Rückkehr! Um halb acht Uhr will ich wieder zu Hause sein!"

Er verbeugte sich, sagte aber nichts.

„Hier ist eine Schlinge, gnädiges Fräulein, durch die Sie gefälligst Ihren rechten Arm ziehen sollen, das erleichtert das Anhalten!"

„Na, das sind ja schreckliche Vorbereitungen."

„Die Straßen werden nicht überall gut sein, und ich bitte im voraus um Entschuldigung, wenn es manchmal holpert!"

Solange sie durch die Stadt fuhren und Bütthardt ausweichen mußte, war Olly sehr zufrieden mit dem vernünftigen Art, wie er das Tempo maßigte. Es war ihr erst etwas bang gewesen, sich ihm anzuvertrauen, da er ohne Chauffeur, nur mit einem jungen Diener neben sich, den Wagen lenkte, und sie zum erstenmal in einem Auto saß. Aber sie überzeugte sich, daß er mit großer Sicherheit zu steuern verstand, und daß die Bremse tadellos funktionierte. So fing sie an, Gefallen an der Fahrt zu finden. Der Tag war ja so herrlich. Überall blühende Beden, ein Schimmer von Weiß und Rosa über alle den Vorstadtgärten mit den Obstbäumen, Schlüsselblumen auf den Wiesen, die so lustig in der Sonne leuchteten, und an dem hellblauen Nachmittags Himmel glänzende weiße Frühjahrswolken. Aber plötzlich fing der Wagen nun zu rasen an, daß sie fast ein Gefühl der Seefrankheit bekam.

Der Wind pfiff ihr um die Ohren; sie mußte trotz des Schleiers die Miße mit den Händen festhalten, und sie rief zornig:

„Herr Bütthardt, das ist gegen die Verabredung!"

Es war kaum möglich, sich überhaupt verständlich zu machen.

Er lachte nur.

„Das ist noch lange nicht die höchste Geschwindigkeit. Übrigens wird es Ihnen bald Vergnügen machen! Man muß sich nur daran gewöhnen. Im Bittelstrab können Sie auch mit der Droschke fahren!"

Sie hatte die Worte nicht hören können, sie bemerkte nur, daß er nicht tat, was sie wollte. Und sie war wütend. Sie litt es nicht, sich fremdem Willen zu fügen. Daß ihr auch etwas bang zu Mute war, und sie das Gefühl hatte, sich sinnlos einer Gefahr auszuliefern, hätte sie ihm freilich nicht eingestehen mögen, wenn zu einer Unterhaltung Gelegenheit gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)



Ehe du fremden Schmutz Schmutz nennst, reinige dich selber.
O. v. Reizner.

2000 Jahre — zurück!

Heute wie Salandra messen die Kultur eines Landes mit der Zeitelle. Hoch auf ihrem Kapitolium fühlen sie sich dann 2000 Jahre voraus. Wem? Nicht uns allein gilt dieser heiße Südländerswahn, sondern doch auch dem späten Britenreich, das Italien goldklirrend in den Krieg stieß. Wenn aber Italien 2000 Jahre verschlafen hätte oder doch den Kulturinhalt, den in dieser Spanne Zeit Deutschland erworb? Das zu prüfen, haben wir einen sicheren Maßstab, die Volksbildung, vermittelt durch die Volksschule.

Den deutschen Maßstab angelegt, hat Italien noch gar keine Volksschule. Die eigentliche Schulpflicht umfaßt nur drei Jahre, drei ganze Schuljahre, die verschämt Unterstufe heißen. Nach dreijährigem Schulbesuche haben die Kinder eine Entlassungs- oder Abschlußprüfung abzulegen. Wer besteht, ist in Italien reif — fürs Wahlrecht! Aber Salandra's Kulturland erschöpft damit seine Bildungsarbeit an der Jugend nicht. Jenseits der Unterstufe gibt es noch eine Oberstufe, die zwei Klassen umfaßt. Ihr Besuch ist natürlich freiwillig; Zwang gegen Erwachsene, wahlreife Kinder über-

9 Jahre wäre zu barbarisch. Schulversäumnisstrafen sind nicht durchführbar, da das Gesetz keine Bestimmung über die Kostenhebung kennt. Regelmäßiger Schulbesuch ist somit ein Luxus, namentlich für die kleinen Italienerinnen, die kein Wahlrecht zu verlieren haben. Und die Folgen? Italien ist das klassische Land der Analphabeten. Um die Wende des Jahrhunderts konnten nach einer italienischen Statistik in den günstigsten Provinzen, in denen etwa 12 v. H. der Bevölkerung die Schule besuchten, drei Viertel der über neun Jahre alten Kinder lesen, in den Provinzen, die 9-8 v. H. der Bevölkerung zur Schule schickten, waren mehr als die Hälfte der nicht mehr schulpflichtigen Kinder Analphabeten, und in rund 20 Provinzen konnten drei Viertel aller schulentlassenen Kinder weder lesen noch schreiben. Manche lernen es später mühsam durch Angehörige nach; andere vergessen das wenige Gelernte, und beim Eintritt ins Heer zeigt sich dann bis zur Gegenwart hin das furchtbare Analphabetenelend, das in Rußland nicht schlimmer ist.

Und wie wird gelehrt? Im öbsten Mechanismus wird hergesagt, die Anfangsgründe aus Geschichte, Erd- und Naturkunde werden als Wortmarken auswendig gelernt. Rechnen wird ohne Einsicht ins Verfahren angeeignet. Lehrer kann man von 18 Jahren sein, falls man gut hungern gelernt hat. Die Gehälter betragen nach dem 21. Lebensjahre für Landlehrer 765-850 Mark, für Stadtlehrer 970-1275 Mark, 3-5 mal in Alterszulagen um 10 v. H. des Betrages steigend. Doch erreicht ein großer Teil der Lehrer diese Höchst-Gehälter nicht, weil er vorher — rechtzeitig entlassen wird.

Dies Mindestdasein eines Volksschulwesens wird hauptsächlich auch darum „gepflegt“, daß die braven Italiener hübsch — auswandern können. Seit dem amerikanischen Einwanderungsverbot gegen des Lesens unkundige Fremde ist die Volksschule eine Lebensfrage für Italien geworden. Ohne Lesen und Schreiben wird es seinen unglücklichen Volksüberschuß nicht mehr los. Gewiß etwas Seltsames: eine Schule als Mittel, Glieder des Volkes ans ferne Ausland abzugeben und im eigenen Volkstume zu verlieren! Und nicht einmal dazu reicht die italienische Schulbildung aus. Damit die einstigen Schüler ihr bißchen Lesefkunst wieder auffrischen, werden in allen größeren Städten noch besondere Auswandererschulen gegründet.

Wann wird ein Land mit solchen niederen Bildungsmöglichkeiten für die Masse, mit dieser unvollständigen, fast volksfeindlichen Grundlage der Massenbildung uns den deutschen gelesenen und ungelerten Arbeiter nachmachen, wenn wird es so kulturkräftig sein, seine Massen durch überlegene Kultur und Technik, die den Weltmarkt sich erzwingt, im eigenen Lande zu behalten? Ob dazu 2000 Jahre Arbeit, in dem Zeitmaß, wie Italien seit zwei Jahrtausenden fortgeschritten ist, genügen? „Im Volksschulwesen stehen wir Italiener mit den rückständigsten Völkern Europas auf einer Stufe!“ klagte die „Tribuna“, als das amerikanische Einwandererverbot gegen die Analphabeten Italiens erging! Der deutschen Volksbildung durch die Volksschule nachzukommen, das wird Italien überhaupt nicht gelingen, nie, auch in 2000 Jahren nicht.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Gelungener Fang. Im Oktober lag die 3. Kompanie Infanterie-Regiments „Aronprinz“ Nr. 104 im Kampfe, als plötzlich einige Schüsse aus der Flanke fielen. Da nur ein einzelstehendes Gehöft nach Schußrichtung und Schall in Betracht kam, wurde eine Erkundungspatrouille dorthin geschickt. Zu dieser meldeten sich freiwillig Unteroffizier Schlierf aus Gienstod im Erzgebirge, Gefreiter Pausch aus Mühlau bei Burgstädt, und Gefreiter Gläser aus Grünau bei Alßa. Bei heftigem Feuer sprangen die drei zunächst von Deckung zu Deckung, dann über freies Feld. Von dort aus erkannten sie mit Gewißheit, daß das fragliche Gehöft vom Feinde besetzt sei. Ihr Auftrag war somit erfüllt; trotzdem prüfeten sie sich im Schutze eines Obstgartens bis dicht an das Gebäude heran. Dort stellten sie fest, daß die Tür verrammelt war. Schnell wurde sie mit dem Beile zertrümmert und mit aufgezogenem Seitengewehr ging's in den Hof. In diesem fiel ihnen zunächst ein leichtgerundeter Gegner in die Hand; ein

anderer flüchtete in ein benachbartes Gewächshaus, ihm nach die Insurgenten. Während Schlierf auf das Gewächshaus hinaufstieg, saßen Pausch und Gläser mit fertiggemachtem Gewehr an der Tür Posten. „Waffen fort!“ rief Schlierf, „die Deutschen sind vor der Tür!“ und drei unverwundete Feinde kamen mit erschreckten Mienen zum Vorschein. Aber es sollte noch besser kommen. Den vorderen Raum des Gewächshauses schloß nach hinten eine Tür ab. Schlierf stieß sie auf und befand sich elf Gegnern gegenüber, die sich im ersten Schrecken ohne Gewehr ergaben. So machten drei Deutsche fünfzehn Mann zu Gefangenen! Sämtliche Teilnehmer der Patrouille wurden ihres tapferen Verhaltens wegen befördert und mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

In den Ruinen von Neuve Chapelle. Von allen Städten des Westens, die der Krieg in öde Grabfelder verwandelt hat, ist Neuve Chapelle eine der traurigsten und verlassensten. Die Schilderung eines Berichterstatters der „Daily News“, bei dieser Behauptung der Schrecken einen Besuch abgestattet hat, gibt ein eindringliches Bild der Vernichtung: „Über unseren Köpfen ertönte das Wimmern ferner Granaten. Das Ringsum war mit großen und kleinen, mit alten und neuen Kratern besät, die von den Granaten gesprengt worden waren. Hier begannen wir unsere Wanderung nach Neuve Chapelle. Die Geschosse dröhnten im Himmelsraum. Jrgend woher kam das Geräusch von Gewehrfeuer; es war, als knirschte die Erde in der Wärme des Tages. Plötzlich erblickten wir einen Posten neben einer Tafel mit der Aufschrift: „Der Pfad des Wahnsinns“. Und mein Führer war wahnsinnig genug, diesen Pfad einzuschlagen. „Wenden Sie sich“, sagte er, „der Weg trägt den Namen mit vollem Recht!“ Ich hörte eine Kugel durch das Gras streifen. . . In dem ersten Dorf, das wir erreichten, war keine Menschenseele zu finden. Der Anblick der von Granaten durchschlagenen verlassenen Häuser war trostlos. Zwischen dem Schutt lag zerbrochenes Kinderspielzeug umher, und dies wirkte noch furchtbarer als die gähnende Lücke der Ruinen. Wir schritten weiter. Plötzlich erblickten wir, verborgen unter zerplitterten Bäumen, eine Masse geborstener roten Ziegelwerks: Neuve Chapelle! Wir glaubten, bereits genug Ruinen und Verlassenheit gesehen zu haben; aber nur erst wußten wir, was diese Begriffe bedeuten. Der Ort war nicht nur in Stücke geschossen, — er war geradezu in Staub zerfallen. Plötzlich einsetzendes heftiges Gewehrknattern zwang uns, Schutz zu suchen. Wir standen an eine Mauer gedrückt, neben den verwesten Resten eines Kindes. Neuve Chapelle ist kein Ort mehr für Lebende — es ist eine Walfahrt des unerbittlichen Todes. Niemand kann sich diese Ruinen ausmalen, über die noch immer die Geschosse der Gewehre sausen. . .“

Im englischen Kriegslager von Boulogne. Die Engländer haben sich diesseits des Kanals nicht nur in Calais festgesetzt, auch das verbündete Boulogne wurde von den Italienern Tommings überschwenkt und im Handumdrehen in eine englische Stadt verwandelt. Man weiß, daß die Besatzung von Calais alles tut, um die Franzosen glauben zu machen, daß die Stadt unenglisch sei — und die französischen Zeitungen haben sich schon mehrmals über diese anmaßende Verwaltungsherrschaft beklagt, die selbst französischen Journalisten und anderen Bürgern Frankreichs das Betreten ihres eigenen Pflasters verweigert. Und jetzt scheint auch in Boulogne John Bull den Selbstherrscher zu spielen. Dies ist auch aus dem Zeilen zu ersehen, in denen ein Berichterstatter der „Daily Mail“ das Leben in dieser englischen Stadt auf französischem Boden schildert: „Ein Besuch von Boulogne ist gerade jetzt außerordentlich interessant. Noch nie ist eine Stadt so voll kommen verändert worden. Mit Ausnahme einiger englischer Zivilisten, die in besonderen Missionen herkommen, wird niemand hereingelassen, der nicht in Gesicht und Kleidung die braune Farbe des Kaki aufweist. Die Veränderung des Ortes wirkt am krassesten, wenn man das „Kasino“ betritt. Das weiße Gebäude mit seinen Türmen, die weiten Räume mit den strahlend bemalten Decken, auf denen goldbeschwingte Engel über blaue Himmel fliegen, das Kasino, in dessen Räumen sonst die „Pferdchen“ liefen, auf dessen grünbezogenen Spieltischen das Gold flüchte — jetzt birgt es, statt am Bett, stille und bleiche englische Soldaten, die zur Decke emporstarren und beim Anblick der gemalten Mäusen Cupidos nicht wissen, ob sie am Leben oder tot sind, ob sie träumen oder wachen. Und zwischen den Betreibern schwebt ein englischer Pastor dahin, Unter den kühlen grünen Räumen

des Rafinoparkes bringen andere verwundete Engländer ihre Aufgebunden zu. In ihren blauen Spitalsmänteln liegen sie mit Zeitungen umher, oder sie betrachten durch das Gitter die Sanitätsautos, die mit ihrer Menschenlast zu den Hospital-schiffen eilen, die am Kai warten, bereit zur Abfahrt nach England. . . . Ganz Boulogne gleicht einer hastenden Werkstatt, in der Arbeit jeder Art vollführt wird, um die Leute an der Front mit allem Nötigen zu versorgen. Rings reihen sich zu Tausenden die weißen Zeltstüben der englischen Soldaten. Auf dem Hügel über den Klippen bevölkern hochgewachsene braune Jünger das neu errichtete Bazar. Noch steht auf der Klippe, die über den Hafen ragt, die röllige Ruine des Caligula-Turmes. Doch an der Stelle des römischen Soldaten, der einst hier Wache gestanden haben mag, blickt ein englischer Marineoffizier durch ein Fernglas wachsam über die See. Alles ist hier in tätiger Bewegung. Und alles und jedermann in der Stadt — das französische Essen ausgenommen — ist so gut britisch, wie man es sich nur denken kann!"

Die unbezwingbare Niesenfestung der Dardanellen. Die englischen Blätter, die bisher die Begabung der Dardanellen fast von Woche zu Woche in Aussicht stellten, beginnen allmählich das Publikum auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die dem Unternehmen entgegenstehen und zumindest einen langwierigen und opferreichen Kampf auf diesem Teil des Kriegstheaters erwarten lassen. Der „Daily Telegraph“ veröffentlicht einen Bericht des amerikanischen Kriegsberichterstatters Granville Fortescue, der den Dardanellenkämpfen auf türkischer Seite folgt und so am besten den Kraftaufwand und die technische Stärke der türkischen Verteidigung zu beurteilen vermag. Der Amerikaner wendet sich gegen den allzu optimistischen Ton in der englischen Presse und gegen die Haltung der Zensur, die allerlei unsinnig übertriebene Erzählungen englischer Erfolge gestattet, während die tatsächlichen Schwierigkeiten, die von den Alliierten überwunden werden müssen, unterdrückt werden. Daher kommt es, daß man in England die gegenwärtige Lage viel zu außerordentlich betrachtet. Über die Verteidigungskraft der Befestigungen an den Dardanellen äußert sich der amerikanische Beobachter wie folgt: „Ich habe die ganze Küste durchquert, von Fort Nagara bis zu einer halben Meile vor Kunkale, und statt das Gebiet in einzelne benannte Festungen, wie Nebesieh, Chimilik, Hilid Vahr, Dardanos usw. einzuteilen, fühle ich mich bewogen, einfach die ganze Küste als eine einzige Niesenfestung zu bezeichnen. Seit dem 18. März wurde jede irgendwie geeignete Stellung in eine Batterie umgewandelt. Die Küsten starren von Geschützrohren. Mit Ausnahme der beweglichen Kanonen ist großkalibrige Artillerie in diesen neuen Verteidigungsstellungen nicht vorhanden, ihre Bewaffnung besteht hauptsächlich aus einer Unzahl kleiner Geschütze und Maschinengewehre. Seit dem ersten Angriff auf die Meerenge haben die Türken mit allen Mitteln an der Vervollständigung und Steigerung ihrer Kräfte gearbeitet. Von Mustapha-Pascha bis Konstantinopel werden immer neue Truppen gedrückt, und überall zu beiden Seiten des Marmarameeres erblickt man ausgebeulte Feldlager. Deutsche Seeleute sind überall, und die Munitionszufuhr vollzieht sich ohne Unterbrechung. Die Befestigungen sind nach den modernsten Kriegsvorgaben angelegt, und die Geschütze sind äußerst vorteilhaft aufgestellt. Die Geschützmannschaften haben unter deutscher Leitung hervorragende Leistungsfähigkeit erlangt, und alle sind von festem Vertrauen erfüllt. Aber die Türken haben sich in der Verteidigung nicht nur auf den Gürtel der Festungswerke beschränkt. Die Gewässer vor den Stellungen sind mit Minen besät. Dies bedeutet eine Gefahr, vor der es keinen eigentlichen Schutz gibt. Die Minensucher können nicht weit in den Hellespont vordringen, da sie sonst unter das Feuer der Maschinengewehre geraten, die auf zahllosen Punkten der Gestade aufgestellt sind. Auch gibt es verborgene Batterien, die besonders angelegt wurden, um die Minensucher zu schützen, und die so sorgfältig verdeckt sind, daß sie selbst der Beobachtung durch die Flieger entgehen. Von hervorragender Bedeutung für die Verteidigung sind die auf Bahnschienen beweglichen Kanonenbatterien, deren Ausfaltung aus dem Kampf ein ernstes Problem für die Angreifer darstellt. Jede Nacht ist heute ein Feld von Hindernissen, jeder Hügel eine Festung. Und wenn die britischen Truppen in Flandern eine herkulische Arbeit zu vollbringen haben, so möge man zu fassen suchen, was sich ihnen hier entgegenstellt. Der

türkische Soldat ist heute von hervorragender Tüchtigkeit. Ich habe die neue Ausbildungsweise der türkischen Truppen unter deutscher Leitung gesehen, und man möge mir glauben, daß sie nichts zu wünschen übrig läßt. Und die Tapferkeit der Türken stand seit jeher außer Frage. Daher ist ihre zahlenmäßige Überlegenheit gegenüber den Angreifern von großer Bedeutung. Mit diesem Vorteil verbinden die Türken den Besitz der stärkeren Stellungen, und auch ihre genaue Kenntnis des Schlachtfeldes kommt ihnen sehr zufluten. Ich bin der Ansicht, daß ein großer Teil des in Frage stehenden Geländes terra incognita für die Alliierten ist. Auch der für die Monate Juli und August zu erwartende Wassermangel bedeutet für die alliierten Truppen eine Gefährdung, die man nicht übersehen darf.“ Zum Schluß stellt der amerikanische Beobachter noch das vollständige Mißverhältnis zwischen den türkischen Verlusten und dem Munitionsverbrauch der Alliierten fest. Alles in allem bedeute der Versuch einer Zwangung der Dardanellen ein Unternehmen von gigantischer Schwierigkeit.

Das Sprach- und Volksproblem des Konzolandes. In Görz und Gratzka, Landschaften, die seit jeher als Völkerheerstraße gedient haben, herrscht naturgemäß ein buntes ethnographisches Mosaik, in dem die Deutschen trotz der auf die Golen- und Langobardenzeit zurückgehenden alten Germanisierung des Landes nur verstreute Effekte bilden. Hier stoßen drei Hauptvölker Europas, Slowen, Romanen und Germanen, aufeinander. Die Majorität der Bevölkerung (63 Prozent) besteht nach Emil Juckerlandl und A. Wipaz aus Slowenen, 36 Prozent sind italienisch-ladinisch und nur 1 Prozent deutsch. Trotzdem ist die deutsche Sprache auf diesem uralten deutschen Kulturboden allgemein verbreitet, denn vor allem die Slaven, die als Hausierer, Salantiverkäufer und Kastanienrösler in Österreich ihren Unterhalt suchen, wissen, daß sie eben mit dem Deutschen weit besser fortkommen als mit dem Italienischen, für das kleine, schon seit langer Jahren von Rom aus bezahlte Gruppen der „Irredentisten“ eine vergebliche Propaganda machen. Die rein Deutschen sehen sich heute nach einem der besten Kenner der verwinkelten Ethnographie des Landes, Graf Coronini-Cronberg, aus einzelnen Gewerbetreibenden und Industriellen, aus angestellten oder pensionierten Beamten und aus den Angehörigen des stets sein Deutschtum treu bewahrenden alteingesessenen Adels zusammen. Wie schon daraus geschlossen werden kann, finden sie sich über das ganze Land zerstreut, so daß es dort heute keine einzige völlig deutsche Gemeinde gibt. Das ist um so merkwürdiger, als in früheren Jahrhunderten eine systematische deutsche Kolonisierung der Landschaften stattgefunden hat. So sind größere deutsche Einwanderungen im 14. Jahrhundert aus dem Buxtertal, das damals unter der Herrschaft der Görzer Grafen — die dem uralten Kärntner Geschlecht der Gunglrasen von Burz und Roher entstammten und im Jahre 1500 mit Graf Leonhard, dessen schönen Grabstein die Görzer Domkirche enthält, ausstarben — und in Beziehung zu den gleichfalls deutschen Patriarchen von Aquileja stand, auf Veranlassung der letzteren nach dem Batscha-Tal und den umliegenden Gebirgslanden erfolgt. Es entstanden so die Ortschaften Deutschruth, Starchischce und Potberda, deren Ortswohner mit großer Zähigkeit dem angestammten Volkstum treu blieben, aber heute äußerlich vollständig slowenisiert sind. „Trotzdem bezeichnen sie noch immer viele Gegenstände des täglichen Gebrauches mit deutschen Ausdrücken, und ihre Aussprache des Slowenischen unterscheidet sie einigermaßen von den ursprünglichen Slowenen der Nachbarschaft, die sie selbst „rechte Slowenen“ nennen.“ Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia siedelten sich am Hochplateau des Tarnobaner Waldes, von der landesfürstlichen Forstverwaltung berufen, deutsche Holzarbeiter aus Niederösterreich an und gründeten Pri Remeth, „bei den Deutschen“, wo heute nur noch die ausschließlich deutschen Zumanen an die Abkunft ihrer Bewohner zu gemahnen scheinen. Aber im Grunde ist diese Slowenisierung doch nur ein äußerer Firnis, denn die führenden politischen und industriellen Kreise des Landes, dessen Adel die Attems, Cobanly, Coronini und Thurn entstammten, sind deutsche und wohl mag der Krieg hier reinigendes uraltes Deutschtum aus dem Dornröschenschlummer wecken. An Anzeichen fehlt es nicht: die mehr als kühle Aufnahme, die die italienischen „Befreier“ fanden, bleibt ein klassisches Zeugnis dafür.